Mehrfachliebe als Affekt : ein Moment von Subversion im Neoliberalismus?

Autor(en): **Riedl, Karin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Tsantsa : Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft = revue de la Société suisse d'ethnologie = rivista della Società svizzera d'etnologia**

Band (Jahr): **23 (2018)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007215

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

MEHRFACHLIEBE ALS AFFEKT

Ein Moment von Subversion im Neoliberalismus?

Text: *Karin Riedl*

Abstract

MULTIPLE LOVE AS AFFECT
An Element of Subversion in Neoliberal Society?

This article investigates the role of affect in non-monogamous relationships and in associated concepts of love and sexuality. Based on interview material generated in an empirical scene study, it pursues the question to what extent the models in question, which resort to poststructural concepts such as affect, network, synergy, intensity and processuality, reproduce or disrupt neoliberal mechanisms and assumptions about subject and society.

Schlagwörter: *Nichtmonogamie, Liebe und Sexualität, relationale Ontologie, Neoliberalismus*
Keywords: *non-monogamy, love and sexuality, relational ontology, neoliberalism*

Einleitung: Ethnographischer Kontext

Dieser Artikel beruht auf einer zweijährigen Feldforschung in der akademisch, künstlerisch und linkintellektuell geprägten «alternativen Szene» einer deutschen Großstadt. Selbst Teil dieses sozialen Umfeldes, hatte ich bemerkt, dass viele seiner Mitglieder vom Modell der romantisch-exklusiven Zweierbeziehung abweichen und entweder Beziehungen eingehen, die sie selbst nicht als solche definieren, wobei sie sich gegen jede Form von Verpflichtung, Bindung und Verantwortung verwehren, oder Beziehungen, die zwar verbindlich, aber nicht exklusiv sind. Auch der Begriff «Polyamorie» schien in Mode geraten zu sein. Als zentraler Beweggrund für dieses Experimentieren mit neuen Modellen wurde ein ums andere Mal der Wunsch nach persönlicher «Freiheit» genannt.

Ich näherte mich der Erforschung dieses sozialen Phänomens mit der Frage, in welchem Verhältnis das «Liebesleben» einer Personengruppe, die sich selbst als – um einen Interviewpartner zu zitieren – «sehr klar gegen den Neoliberalismus gestellt» sieht, zum neoliberalen Diskurs steht, da mir gewisse Parallelen in den beidem zugrundeliegenden Prinzipien aufgefallen waren: Dynamik, Flexibilität, Konsumorientierung, Optimierung, Leben in Projekten, die Assoziation von Freiheit mit dem Offenhalten von Handlungsoptionen, die daraus resultierende Verweigerung von Bindung. Ich vermutete einen massiven Einfluss neoliberaler Maximen und Subjektivierungsvorlagen auf die Gestaltung intimer Beziehungen. Dieser Frage ging ich durch meine Promotionsforschung nach, die einerseits durch teilnehmende Beobachtung die fragliche Szenekultur und ihre politische Verortung zu charakterisieren, andererseits – und damit zusammenhängend – durch etwa 60 Interviews und zahllose informelle Gespräche das Verhältnis von Liebesbeziehungen und neoliberalem Diskurs zu erfassen suchte[1] (s. Folgeseite).

Im Zuge dieser Forschung stieß ich auf einen weiteren Aspekt, in dem ein extrem spannungsreiches Verhältnis zwischen bestimmten Vorstellungen, Praktiken und Idealen nicht-

monogamen Lebens und neoliberalem Diskurs aufscheint: die Tendenz, «Liebe» konzeptuell auf den *Affekt* zu gründen oder sie gar damit gleichzusetzen.

In diesem Artikel möchte ich daher folgenden Fragen nachgehen: Welche Formen von Beziehungen werden in meinem Feld gelebt (Kapitel 2)? Wie konzipieren die Akteure dabei Sexualität und Liebe (Kapitel 3 und 4)? Wie wird beides in ein größeres Weltbild, das ganz wesentlich auf Netzwerk-Ontologien Bezug nimmt[2], eingebunden, und welche Rolle spielt darin der Affekt als situationsgebundener, überindividueller und eigendynamischer Handlungsimpuls (Kapitel 5)? Und, daraus folgend: Welche Parallelen und Widersprüche lassen sich zwischen diesen Konzepten und den Konzepten eines neoliberalen Diskurses beobachten? Inwiefern kann die beschriebene Praxis und Ideenwelt, wie viele der Akteure es sehen oder wünschen, als Moment der Subversion und des Ausbruchs aus überpersönlichen Machtstrukturen begriffen werden (Kapitel 6)?

Nichtmonogame Beziehungsmodelle

Die (nichtmonogamen) Beziehungen, in denen meine Samplemitglieder leben, lassen sich grob in drei Typen unterscheiden: Den ersten nenne ich «Nicht-Beziehung»; er fußt auf extremer Bindungsscheu, Inoffizialität, Kurzfristigkeit und der Ablehnung von Verantwortung und symbolischer Deklaration, wie zum Beispiel folgende Zitate von Samplemitgliedern belegen:

> *Ich hatte vor Tobi immer nur irgendwelche undefinierten Geschichten. Mein erster richtiger Freund war aus Spanien, und ich hätte es nie ein Jahr mit ihm ausgehalten, wenn ich nicht gewusst hätte, dass er zurückgeht. Davor gab's diesen Engländer, oh Gott...der hat immer zu mir gesagt, «Sarah, ich hab nicht mal eine Wohnung oder einen Handyvertrag, wie soll ich da eine Beziehung mit dir haben?»* (Sarah)

> *Sie will die Verantwortung nicht. Sie will nicht, dass sie mich glücklich macht oder unglücklich oder so. Sie sagt, dass sie zwar gerne Zeit mit mir verbringt, aber sie will echt keine Beziehung und keine Abhängigkeit haben, auch meine Abhängigkeit nicht, denn das hieße ja, dass sie zuverlässig sein muss und Sicherheit geben muss, und das will sie auch nicht.* (Sascha)

Dann gibt es die «offene Beziehung», also eine feste Partnerschaft, die aber nicht exklusiv ist, sondern erotische und – bis zu unterschiedlich gesetzten Grenzen – emotionale Beziehungen zu anderen Personen zulässt, diese aber der offiziellen Beziehung in Bedeutung, Dauer und Intensität unterordnet. Ein Beispiel und Gründe hierfür schildert meine Gesprächspartnerin Sarah:

> *Die Anderen reflektieren vielleicht nicht so viel, aber gehen auf der Party dann trotzdem fremd....Und echt, dass Leute sich trennen, nur weil der Partner fremdgegangen ist! Dass man eine Beziehung nach drei Jahren wegwirft, einfach nur aus Angst, das ist was furchtbar Trauriges. Wenn man drei Jahre zusammen war, ist ja offensichtlich was richtig. Und wenn man dann in irgend so 'ner Zeitblase einem Bedürfnis nachgeht, hat das keine Bedeutung dafür, ob man den Partner liebt, finde ich. [...] Es geht eigentlich viel ums Ego. Angst und Ego. Deswegen glaube ich, dass man diese Offenheit auch anstrebt, weil man hofft, über andere Dinge hinwegzukommen. [...] Es geht nicht so sehr um meine Beziehung als um mich, und dass ich lerne, über bestimmte Ängste hinwegzukommen. Wenn du diese Verlustängste abbaust, das Leere- und Einsamkeitsgefühl weggeht, dann stärkst du damit dein Vertrauen ins Leben, deine universelle, unabhängige Liebe... und ich will meinen Partner auch nicht einschränken und ihm Dinge verbieten, die ihn zufrieden machen, nur weil ich Angst habe. Das ist eigentlich gemein.*

In dieser Beziehung handelte es sich bei den Begegnungen mit Dritten stets um Ausnahmen, während bei anderen Paaren über längere Zeit regelmäßiger Kontakt zu weiteren PartnerInnen bestand. Was außerhalb der Beziehung «erlaubt» war, richtete sich dabei oft an einer gedanklichen Trennlinie zwischen Sexualität und Liebe aus: Sex galt als erlaubt, sich-verlieben und lieben nicht. Diese Regel war zudem an bestimmte Transparenzgebote gekoppelt: Während von sexuellen Aben-

---

[1] Mein Forschungssample bestand etwa zu gleichen Teilen aus Männern und Frauen mit einem Altersdurchschnitt von 33 Jahren, unterschiedlicher sexueller Orientierung, größtenteils mit akademischem Abschluss in Sozial- und Geisteswissenschaften oder Kunst, selten in festen Arbeitsverhältnissen, überwiegend kinderlos und Teil besagter Szene, in der ich teilnehmende Beobachtung betrieb. Der zentrale Teil der Forschungsergebnisse aber beruht in erster Linie auf Interviews, da es nur sehr begrenzt möglich ist, das Liebesleben anderer Menschen zu beobachten. Weil es mir zudem darum ging, innere Vorgänge, emotionale Befindlichkeiten und theoretische Selbstreflexion zu erfassen, war Verbalisierung oft der einzige Weg, an Daten zu kommen.

[2] Ein Charakteristikum meines Feldes ist aufgrund des Bildungshintergrunds seiner Mitglieder die Proliferation sozialtheoretischer Konzepte ins Alltagsleben; direkte Bezugnahmen auf Au-toren, die ich zur Analyse heranziehe, sind in den Interviews keine Seltenheit und Selbstanalyse in sozialwissenschaftlichen Begriffen ist gängig.

teuern nicht immer berichtet werden musste, wollten Partner in aller Regel über emotionale Bindungen unterrichtet werden, was in einigen Fällen zu Beziehungskrisen führte.

Andere Paare wiederum trennten nicht klar zwischen Sexualität und Liebe, sondern betrachteten beides als zusammengehörig und situationsgebunden. Sie erzielten eine Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenpartnern vor allem durch die Idee, dass Liebe derart spezifisch sei, dass eine Konkurrenz zwischen verschiedenen Partnern gar nicht eintreten könne. Zugleich aber wurde dem festen Partner Priorität in der Organisation des Alltagslebens gewährleistet, wodurch eine gewisse Hierarchie bestehen blieb.

Anders ist dies tendenziell bei dem relativ weit institutionalisiertem Modell namens «Polyamorie», in dem mehrere langfristige und verbindliche Beziehungen parallel gelebt werden. Dieses Modell beruht auf größtmöglicher Transparenz, dem Einverständnis aller Beteiligten und einem hohen Kommunikationsaufwand. Die polyamore Szene zeichnet sich durch Vereinsstrukturen, Stammtische, Ratgeberliteratur und ein wachsendes Interesse von Seiten der Medien aus. Begründet wird ihre Abweichung vom mononormativen Diskurs oft wie im folgenden Zitat von Kiano:

> *Tatsächlich ist es ja nur schräg angesehen, wenn man mehrere Partner gleichzeitig hat, aber seriell tun das doch alle. Und wenn man sich mal die Paare anschaut, die seit ihrer Jugend zusammen sind und nie wen anders hatten und sagen, sie könnten sich das mit keinem anderen Menschen vorstellen – o.k. Aber was ist, wenn sie sich trennen? Stimmt das dann plötzlich nicht mehr, dass sie niemand anders wollen? Ist der Satz dann nicht doch irgendwie Heuchelei? [...] Und wo beginnt denn Sexualität, oder Erotik, oder Liebe? Was würde man alles nicht mehr dürfen, wenn man einen eifersüchtigen Partner hat? Es gibt so viele Facetten in jedem von uns, dass das unmöglich einer befriedigen kann. [...] Oder sollte ich versuchen, alle Instrumente der Welt zu spielen, um für einen Menschen alles zu sein?*

Insbesondere das polyamore Modell fördert und fordert einen Umgang mit Emotionen – allen voran mit Eifersucht –, der auf maximaler Eigenverantwortlichkeit aufbaut. Die eigene Eifersucht anzuerkennen, zu erforschen, zu verbalisieren und sie idealerweise zu überwinden, wird als Prozess persönlichen «Wachstums» gesehen. Transparenz und effektive Kommunikation sind hier grundlegende Forderungen; in Nicht- oder offenen Beziehungen dagegen ist Unabhängigkeit, Risikofreude und Flexibilität gefragt: alles Aspekte, die meine Anfangsvermutung bestätigten, hier aber aus Platzgründen nicht ausgeführt werden können.

Sexualität: Entprivatisierung und Synergie

Mit diesen alternativen Beziehungsmodellen nun gehen Konzeptionen von Sexualität und Liebe einher, die ich als «affektbasiert» bezeichnen möchte: Sie betonen die Eigendynamik eines überindividuellen, teilautonomen Geschehens, das nicht in Konventionen überführt werden kann oder sollte, und grenzen sich auf diese Weise von der romantischen Zweierbeziehung ab. Sexualität, um damit zu beginnen, wird im Zuge dessen «entprivatisiert», über die Grenzen der Zweierbeziehung hinaus ausgedehnt. Entweder gehen Menschen aus meinem Sample Nicht-Beziehungen ein, um jegliche Beschränkung zu vermeiden, oder sie haben als Paar Erfahrungen mit Orgien, «Trios» und Swingerclubs. Sarah schildert ein Erlebnis mit ihrem Expartner und dessen jetziger Ehefrau:

> *Sie war früher immer so ein bisschen misstrauisch, so etwa: Wer ist die Sarah, steht er noch auf die – aber es mündete dann darin, dass ich was mit beiden hatte. Und seitdem verstehen wir uns so gut, alle drei! Sie ruft mich auch manchmal an und meint, sie findet's schon gut, dass er noch so viele Empfindungen für mich hat, weil eigentlich wäre sie ja auch für eine offene Beziehung. Das ist alles so leicht geworden plötzlich! Die wollten das auch fortsetzen damals und mich als kleinen Liebesknecht halten, da hab ich aber nicht mehr mitgemacht [lacht]. Also, ich spiel mich gerade auf wie so eine Hippiefrau, aber das war schon auch eine Ausnahme. Wir waren damals im Sommer am Filmset, zu fünfzehnt, und da ist voll die Liebe ausgebrochen. Es war so harmonisch, sowas hast du noch nie gesehen, da waren alle gemeinsam auf so 'nem Film...*

Der «Film» als Metapher für ein eigendynamisches, überindividuelles Geschehen und die Empfindung geteilter, harmonisierender Freude sind in dieser Thematik wiederkehrende narrative Elemente. So sagt Tassilo, dem ich übrigens zum ersten Mal begegnet bin, als er während eines Festivals mit zwei Personen wild knutschend auf einem Sofa lagerte, und der eher dem Konzept der Nicht-Beziehung anhängt:

> *Auf deinem Fragebogen fehlen Orgien! Also im Sinne von One-Night-Stands mit vielen Menschen. Das auf jeden Fall! Orgien! [...] Ich würde sagen, «viele» ist ab fünf. Vier ist zwei Pärchen, also fünf. Das kam locker 25 bis 30 Mal vor. Orgien passieren, ich geh da nicht auf die Suche, aber in Berlin auf Partys zum Beispiel ist das oft passiert, dass irgendwann alle nackt waren. Oder auf Festivals. Es ist nie geplant, immer spontan gewesen. Es ist wie den flow am Laufen halten. Kennst du das?* Keep the flow, keep the flow, keep the flow...*und auf einmal gibt das eine Synergie wie ein Hexentanz, du merkst, dass die Leute sich plötzlich ganz anders fühlen...und das ist geil, gemeinsam sowas zu erschaffen, einen Raum zu füllen. Das ist im Wesentlichen eigentlich meine Form von Sexualität.*

Als synergetisches Erlebnis – also als Zusammenwirken individueller Empfindungen, die sich gegenseitig intensivieren und ein Ganzes bilden, das mehr als die Summe seiner Teile ist – lässt sich auch das deuten, was Sascha – ganz im Jargon der Polyamorie-Szene, welcher er sich zurechnet – als «Mitfreude» bezeichnet:

Ich liebe ja solche Dreiergeschichten. Ich liebe dieses Gefühl, meiner Freundin zusammen mit wem anders krass viel Gutes zu tun, ihr maximales Glück zu gönnen...ich wollte ja auch unbedingt in den Swingerclub, bevor ich dreißig wurde, und eine Woche davor war ich da ja auch endlich mal. [...] Für mich hat das ja eine tiefere Bedeutung: Wie sehr kann ich Mitfreude empfinden, wenn meine Freundin was mit wem anders hat? Muss das weit weg sein oder kann ich Teil davon sein und es mitgenießen? Für mich ist es auf jeden Fall eher letzteres.

Trotz des beobachtbaren Ringens um Unabhängigkeit von der gesellschaftlichen Machtstruktur der Monogamie aber lässt sich dieses durch die Idee der Entgrenzung charakterisierte Sexualitätsskript in verschiedene Richtungen interpretieren: Eine Parallele zu neoliberalen Axiomen ist nicht von der Hand zu weisen. Von Kategorien befreite Energien im Fluss passen hervorragend mit globalen *flows* – seien es Güter, Arbeitskräfte oder Finanzen – zusammen; das Primat von Dynamik über Statik, von Ereignishaftigkeit über Zustand, von Möglichkeiten über Entscheidungen, von Risiko über Sicherheit spricht für sich. Das Bild der überspringenden Flamme, mit dem zwei meiner Gesprächspartner ihre Erfahrung in einem Swingerclub beschrieben, könnte all jene begeistern, die Deregulierung, riskante Investitionen und Expansion befürworten. Kapitalanhäufung war fordistisch, der neoliberale Diskurs sagt: Alles fließt.

Andererseits aber sprechen die Menschen in meinem Feld im selben Zusammenhang auch von transzendentalem Erleben, einer Qualität menschlichen Empfindens, die auch vor der Entstehung des neoliberalen Systems existierte und als mächtiges Handlungsmotiv mühelos für sich stehen kann. Für viele ist gerade die «Liebe» als transzendentale, also grenzüberschreitende und Verbindung stiftende Kraft das Element, das «profane» von sakralisierter Sexualität unterscheidet. Werfen wir daher nun einen Blick auf «Liebe» als Idee.

Liebe: Fülle, Augenblicksintensitäten und Netzwerkeffekte

Zur «Liebe» gibt es in meinem Feld einerseits eine Argumentation, die besagt, dass *ein* Mensch unmöglich alle Bedürfnisse erfüllen könne, die ein anderer habe, und dass daher mehrere Beziehungen einander ergänzten. Dieser Gedanke geht vom Axiom eines zu kompensierenden Mangels aus. Doch ihm wird vielfach widersprochen, wie in folgender Überlegung von Patricia, die in einer offenen Beziehung lebt und sich bewusst von der Logik von Mangel und Kompensation entfernt:

Vielleicht muss man das Pferd eher andersrum aufzäumen. Nämlich so, dass es nicht eine bestimmte Menge an Bedürfnissen gibt, die befriedigt werden müssen, sondern eher – und das ist auch das, was David [ihr Partner, Anm. K.R.] immer sagt –, dass er schon zufrieden ist und ihm nichts fehlt, wenn er nur mit mir zusammen ist, aber dass es immer möglich ist, was anderes zu erleben, was eben seinen eigenen Wert hat. Das ist nicht angestrebt oder geplant, sondern entsteht im Augenblick. Das Bedürfnis ist dann eigentlich nur das nach der Möglichkeit, sowas erleben zu dürfen, wenn es denn passiert.

Andere, insbesondere in offenen oder polyamoren Beziehungen lebend, lösen sich vollständig von der Annahme, Liebe folge aus Mangel und Bedürfnissen. In ihrem Empfinden ist Liebe kein knappes Gut, und Beziehungen werden nicht eingegangen, weil ohne sie etwas fehlte: Sie entstehen aus einer affektiven Fülle und intensivieren einander vielmehr, als dass sie sich etwas nähmen. Liebe und Erotik werden zudem als Qualitäten menschlicher Begegnungen gesehen, die sich nicht an die Grenzen von als «Paar» bezeichneten Dyaden halten – und auch voneinander nicht abgrenzbar sind. Immer wieder gehen die Begriffe Sexualität und Liebe ineinander über und werden Teil eines Denkens in Netzwerkbegriffen. Kiano, der ebenfalls polyamor lebt, schildert das exemplarisch folgendermaßen:

Ich verstehe dieses Allein-Erfüllen schon lang nicht mehr. [...] Es ist eher dieser Ansatz, dass Beziehungen sich nicht gegenseitig ausstechen, sondern sich potenzieren und inspirieren. Und genauso ist es mir wichtig, Input von männlichen platonischen Freunden zu haben, also geistig, aber auch körperlich, im Sinne von zusammen Sport oder Musik machen oder was auch immer. Eigentlich ist ja schon der Mensch, der mir das Essen verkauft, [...] mit dafür verantwortlich, dass ich lebe und liebe. Das sind ja alles Sachen, die mich verändern und vielleicht für andere wieder attraktiv machen. Oder dass diese, nennen wir es mal Energie oder Lebensfreude an wen anders ausstrahlen kann. Und ist das nun etwas Schlechtes oder etwas Gutes? Es ist etwas Gutes. Es wird Liebe weitergegeben. Das mit dem Genügen, ich kann dir gern Bescheid sagen, falls es irgendwann so ist [lacht]. Aber in so einer arbeitsteiligen Gesellschaft find ich sowas eigentlich absurd. Ich werde ständig von Leuten beeinflusst, inspiriert und am Leben gehalten. Da ist dann eben auch die Frage, was ist der Unterschied zwischen einer freundschaftlichen, solidarischen Beziehung und einer sexuell intimen Beziehung, wo ist da die Grenze, wo hört das

auf? Wenn mich jemand massiert oder mich bloß streichelt oder schöne Musik vor mir macht, ist das wirklich so abgeschnitten von allem, was ich sexuell spüre und weitergebe...?

In diesem Bild sind Begehren und Liebe expansive Kräfte, die sich entlang netzwerkartiger Verbindungen ausbreiten, diese zugleich erschaffen und in spezifischen Situationen, Atmosphären und Begegnungen wirken. Ihnen wird also eine große Eigendynamik zugeschrieben, die meine Gesprächspartner immer wieder mit dem einfachen Ausdruck «es passiert» beschreiben. Nicht die Subjekte handeln in diesen Begegnungen, sondern «es», das über spontanen Affekt definierte Begehren. Oder, um es in Tassilos Worten zu sagen, in denen Liebe definitorisch mit dieser Augenblicksintensität zusammenfällt: «Liebe ist die Kraft zwischen den Dingen».

Es ist so, dass ich das nicht mache, sondern es passiert. Man könnte sagen, Sex und Liebe sind Formen von Kommunikation, die in ganz vielen Beziehungen eine Rolle spielen, auch wenn man vielleicht nicht gleich mit jedem schläft. Es ist eine Art, sich zu verbinden, und sie findet statt, wenn man das geschehen lässt. [...] Die Zeit bewegt sich nicht einfach von A nach B. Das Leben ist eigentlich im Augenblick, was anderes gibt es nicht. [...] Die Zeit ist nicht linear, sie ist eher gebrochen, in Augenblicke zerlegt, oder sie kehrt wieder. Dazwischen können immer Momente sein, wo eine andere Liebe da ist. [...] Aber eigentlich gibt es sowieso keine parallelen Beziehungen. Es sei denn bei einer Orgie. Sonst gibt es eine Gegenwart mit einem Menschen und eine Gegenwart mit einem anderen. [...] Es hängt viel von der Situation ab, von der Stimmung. Eine Person fasziniert mich irgendwie, ich werde neugierig auf sie, möchte sie kennenlernen, möchte sie glücklich machen...und es macht auch mich glücklich im Augenblick. Aber wenn es nicht passiert, fehlt mir auch nichts. Ich brauche es nicht, sondern es passiert.

Auch in dieser Beschreibung von Patricias Partner David kommen Spontaneität, Affekt und die Eigendynamik des Geschehens zum Ausdruck, womit sie der von statischen Bedürfnissen, einem empfundenen Mangel und aktiver Suche ausgehenden Idee, man brauche mehrere Partner, um alle Bedürfnisse zu befriedigen, nahezu diametral gegenüberliegt. Der Wunsch nach einer Intimbeziehung zu einem neuen Menschen entsteht in dieser alternativen Auffassung nicht aus einem Mangel an sexueller Erfüllung oder Liebe in der bestehenden Beziehung, und die verschiedenen Beziehungen addieren sich auch nicht zu einem erwünschten Maß an «Beziehung» oder «Liebe», sondern sie sind jede für sich genommen sowohl erfüllend als auch wandelbar und situationsbedingt. Lineare Zeit wird als irreal und das (Liebes-)leben radikal als gegenwärtig begriffen. Da der Moment als solcher außerhalb der Zeit steht, hebt dies den Konflikt zwischen scheinbar zeitlich «parallelen» Beziehungen auf. Diese gelten zudem nicht als Zustände, sondern als Prozesse, die sich auf einem Kontinuum von Freundschaft, Erotik und Liebe abspielen.

Deleuze, Massumi, Luhmann, Latour: Theorie in der Welt

Genauso, wie die Mangellogik von Sokrates über Hegel bis Freud und Lacan auftritt, steht auch die alternative Lesart des Begehrens in einer philosophischen Tradition: «Begehren» ist, wie Pieper und Bauer (2014: 20) ausführen, eines der Kernstücke des Gedankengebäudes von Gilles Deleuze. In Anlehnung an Spinoza korrigiert Deleuze in seinem gemeinsam mit Félix Guattari verfassten Werk *Anti-Ödipus: Kapitalismus und Schizophrenie* (1972) die konstitutive Koppelung des Begehrens, *désir*, an Mangel und Genussstreben und konzipiert es dagegen als eine positive, produktive Kraft, die Verbindungen herstellt und dem Sozialen immanent ist:

*Für mich beinhaltet Begehren keinen Mangel; es ist auch keine natürliche Gegebenheit; es ist nichts anderes als ein Heterogenen-Gefüge [*agencement hétérogenique*]; es ist Prozess im Gegensatz zu Struktur oder Genese; es ist Affekt im Gegensatz zu Gefühl; [...] Es ist Ereignis im Gegensatz zu Ding oder Person.* (Deleuze 1996: 31)

Deleuze nimmt zudem eine Ausweitung des Begriffes auf den nicht sexuellen Bereich vor und betont die präsubjektive Eigenschaft dieser Kraft, die zwischen verschiedensten Menschen, Dingen, Orten und Zeiten, zwischen allen Komponenten der Realität zirkuliert und jenes prozessuale Kausalitätsnetz erschafft, das er das *Rhizom* nennt. Wie Hekma und Giami (2014: 8) anmerken, diente das Deleuzsche ontologische Modell schon in den 70er Jahren als «robuste theoretische Grundlage» für die Forderung nach sexueller Freiheit – was angesichts dessen, wie sich manche nichtmonogame Empfindungen mit dieser Theorie decken, kein Wunder ist. In Anlehnung an Spinoza, Deleuze und Henri Bergson definiert Brian Massumi «Affekt» als ein dem Sein immanentes Werden, als unbestimmte, im Entstehen begriffene Augenblicksintensität, welche Verbindungen herstellt, als Prozess, der dem «eingefangenen», mit konventioneller Bedeutung belegten «Gefühl» ontologisch vorausgeht wie der Raum seiner Vermessung und das Sein und Werden der linearen Zeit. Der Affekt ist ein Potential des Immanenten zur Transzendenz, also zum Überschreiten von Zustand und Struktur, zur Bewegung und Transformation, zum In-Beziehung-Treten (Massumi 2002: 26 ff.). Dieses Potential ist noch ungerichtet, offen; es ist ein Überschuss, der, so Massumi, als Lebendigkeit und Freiheit empfunden wird (2002: 36) – und genau das

scheinen die Personen zu meinen, welche «Möglichkeiten» für sich reklamieren und von Spiel, Reiz und *kairos*-Momenten sprechen: Sie weigern sich, den Affekt einzufangen.

Außerdem weisen die oben zitierte Konzeption von Sex und Liebe als Formen der Kommunikation sowie die Betonung der Bedeutung von Situation und Atmosphäre eine große Nähe zu bestimmten poststrukturalistischen und systemischen Ontologien auf: David verwies mich sogar selbst darauf, dass es nach Niklas Luhmann (1984) ohnehin nichts gäbe als miteinander kommunizierende Systeme, wobei man sowohl einen Menschen als auch die Sexualität als System auffassen könne. Immer wieder fallen auch Sätze wie dieser von Diana nach einem «Seitensprung» während einer eigentlich exklusiv konzipierten Beziehung:

> *Uhrzeit und so, das ist auch ganz schrecklich. Wir haben uns um 18 Uhr getroffen. Und dann hatten wir natürlich Hunger und sind in so einem italienischen Restaurant gelandet, mit Kerzen und dem ganzen Kram...und Rotwein gab's auch noch! Ohne den wäre das alles nicht passiert. Und dann war's auch noch Nacht...die ist auch so ein Aktant, die Nacht.*

Sie spielt hier auf eine ihr aus dem Soziologiestudium vertraute Theorie an: die *Akteur-Netzwerk-Theorie* von Bruno Latour, die im Zuge einer «symmetrischen (also nicht anthropozentrischen) Betrachtung» (Latour 2008) Dingen, Tieren, Substanzen, Orten und Stimmungen einen Akteursstatus zuspricht. Als nicht-menschliche Aktankten können sie in einer kontingenten Kette von Bedingungen und Handlungen ein entscheidendes Glied sein; es handelt nicht allein das menschliche Subjekt, sondern ein Netzwerk, ein System (Latour 2007). Wo man die Grenzen des Systems zieht, liegt auch hier im Auge des Betrachters: So könnte man etwa Diana, ihren Affärenpartner, das Restaurant, den Wein und die Nacht als System betrachten, das den Seitensprung ausführt, oder Diana und den Wein, oder den Alkohol und die Neuronen, wobei man auch letztere als Teilsysteme des ersteren auffassen kann. In Kianos obiger Aussage zur Unmöglichkeit des «Allein-Erfüllens» wäre die Einheit von Mensch und Musik ein solches handlungsgenerierendes, überindividuelles System, und die Musik (wohlgemerkt: die Musik, nicht nur der Musiker) ein Aktant.

Neoliberalismus: ein schillerndes Verhältnis

Zusammenfassend lässt sich sagen: Derartige Vorstellungen, die bewusst das regulierende Konstrukt der romantischen Zweierbeziehung sprengen, haben stets eins gemeinsam – Sexualität und Liebe erscheinen darin nicht als Gefühle oder Neigungen, die ausschließlich von Individuen generiert und auf Individuen gerichtet und dabei stabil, exklusiv und von überindividuellen Faktoren unabhängig sind, sondern als Kräfte in einem rhizomatischen Netz, als Korrelat von Ort, Zeit und vielerlei anderen Umständen (wodurch auch oft die klare Trennlinie zwischen beiden Konzepten verwischt). Die Rede ist von einem teilautonomen Geschehen, das nach kybernetischem Prinzip nicht allein individueller Handlungsmacht, sondern den Dynamiken eines überindividuellen Netzwerkes entspringt. Liebe ist dann eine in einem expansiven Netzwerk ungehindert fließende, gegenwartsgebundene Energie, die dieses Netzwerk zugleich erweitert. Initialzündungen zu diesem Prozess liefern Affekte, Augenblicksintensitäten, die das Werden in sich bergen.

Das Verhältnis dieser Interpretation von Selbst und Welt, von Handeln und Geschehen zum neoliberalen Diskurs ist zutiefst ambivalent: Einerseits verweigert sich eine derart fluide Idee einer Fixierung, die sie – wie etwa das Narrativ der romantischen Zweierbeziehung – dafür prädestinieren würde, sich innerhalb kürzester Zeit als warenförmige Chiffre wiederzufinden. Die neoliberale Ökonomie fängt Affekte ein und übersetzt sie in Warenformen, um sie sich dienlich zu machen. In diesem Zusammenhang haben die fluiden Liebeskonzepte meines Feldes ein emanzipatorisches Potential, denn die Akteure entfliehen der «Erfassung» des Entstehenden durch soziale Konventionen. Ungreifbare Augenblicksintensitäten sind nicht so leicht wie die romantische Ehe – dem, wie uns etwa Eva Illouz in *Der Konsum der Romantik* (2007) zeigt, Werbeträger und Konsummotor schlechthin – in den neoliberalen Markt integrierbar: Romantische Reisen zum Beispiel erfordern eine Planungssicherheit, die Liebe als Augenblicksphänomen nicht bietet, und der Kauf von Geschenken zum Valentinstag liegt meinem Sample, das das romantische Ideal dekonstruiert hat, reichlich fern. In diesem Sinne, ja: Der Affekt birgt ein Potential zur Befreiung.

Andererseits aber entspricht gerade diese Art, etwas zu definieren, eins zu eins dem neoliberalen Idiom: Auch dieses spricht unter Rückgriff auf relationale Ontologien, deren Antiessentialismus ungewollt als Legitimationsgrundlage für die Ökonomisierung sämtlicher Lebensbereiche dient, von Prozessualität, Netzwerken, *flows*, von emergentem, expansivem Sein, von Möglichkeiten, die auf Verwirklichung drängen, und nicht zuletzt von Augenblicksintensitäten. Gerade die Affekttheorie als Teil einer breiteren relationalen Ontologie ist mit dem Weltbild, das der Neoliberalismus mehr oder weniger explizit propagiert, hervorragend vereinbar: Der neoliberale Diskurs begreift Welt und Markt als eine Dynamik, und sein System speist sich aus der imaginationsanregenden Kraft des Möglichen, Angelegten, Potentiellen. Mantraartig wird der Augenblick beschworen, die Freiheit, die ihm

innewohnt, und die Flexibilität, die nötig ist, um diese Freiheit zu nutzen und auf vielfältige Weise in Beziehung zu treten. Nichts charakterisiert das Leben in der von den französischen Soziologen Luc Boltanski und Ève Chiapello in *Der neue Geist des Kapitalismus* (2003) beschriebenen «projektbasierten Polis» (2003: 147 ff.) mehr als die Fähigkeit, Beziehungen zu etablieren (und wieder loszulassen). Diese Beziehungen erschaffen ein immer weiter expandierendes Netzwerk; der Einzelne ist wesentlich über sie bestimmt – und der Affekt ist nichts anderes als die Initialzündung zu diesem fortlaufenden, Welt und Selbst generierenden Prozess.

Der neoliberale Diskurs verstärkt eine affektbasierte Ontologie, mit der Menschen ihre Welt interpretieren und zugleich erschaffen, wie ein gigantischer Resonanzkörper. Die ontologische Priorität, die sowohl meine Forschungsteilnehmer als auch die Sozialwissenschaften nach dem «ontologischen *Turn*» auf Affekt, Netzwerk, Prozess, Werden im Sein und subjektloses Handeln setzen, geht mit dem Neoliberalismus Hand in Hand. Seit Deleuze, Derrida, Bourdieu und Foucault in den 60er Jahren mit dem Existenzialismus gebrochen haben – unter anderem, um bürgerlich-elitärem Klassendenken und anderen Formen der Diskriminierung den Boden zu entziehen (Münker et al. 2012) –, ist es nicht mehr möglich, ein Ding, einen Menschen oder eben eine Liebesbeziehung als authentische Essenz wahrzunehmen. Alles ist Korrelat, Knotenpunkt, Konstrukt; die Beziehungen sind den Elementen, zwischen denen sie entstehen, vorgelagert, und die Frage nach dem Kern der Dinge, nach ihrer Wahrheit, stellt sich nicht mehr. Aber auch der neoliberale Diskurs stellt sie nicht: Dinge und Verhältnisse haben keinen Selbstzweck; alles ist *Gemachtes* und damit potentielle Ware. Es gibt keinen essentiellen Unterschied zwischen Dingen und Waren, Planet und Marktplatz, Tun und Arbeit, Mensch und Humanressource; es gibt keinen externen Referenzpunkt mehr. Es gibt nur ein expansives, ungeheuer bewegliches Netzwerk von Beziehungen, ein Rhizom, das Affekte generiert und das von Affekten generiert wird, und das alles, was ist und wird, in sich aufnehmen kann. Dieses Idiom ist mit weitreichenden Folgen aus der Philosophie ins Management übergegangen. So zitiert etwa der bekannte Unternehmensratgeber *La planète relationelle* (Bressand et al. 1995) vielfältige Quellen aus der Netzwerksoziologie sowie der Wissenschafts- und Techniksoziologie nach Latour und Callon (Boltanski et al. 2003: 190), die im Kontext des seit den 70er Jahren offen oder verdeckt herrschenden Primats kybernetischer Ansätze stehen (Vgl. Knorr 2011). Die sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen (ohnehin kaum noch voneinander trennbar) stellen sich in der Managementliteratur als dynamisches, offenes Netzwerk dar, in dem sich die Einzelnen «wie Nomaden» bewegen und sich über ihre Beziehungen definieren (dieses Konstrukt ist natürlich zugleich eine Aufforderung, der Folge geleistet wird). Nichts ist dem Netzwerk äußerlich, es gibt kein ‚authentisches» Leben im Außerhalb – welch naiver Eskapismus! – alles und jeder hat das Zeug zur Ware (Boltanski et al. 2003: 194 ff., 505). Boltanski und Chiapello folgern: «Wenn sich der Kapitalismus [...] das Netzparadigma zu eigen macht, das einer eigenständigen Entwicklung der Philosophie entsprungen ist [...], so liefert dies Argumente und sogar eine Legitimation für die zunehmende Ökonomisierung von Menschen» (Boltanski et al. 2003: 505).

So nutzt der Neoliberalismus auch relationale Ontologien wie die von Deleuze, Foucault und Derrida, um jene Kritikrichtung auszuhebeln, die an festen Bezugsgrößen wie dem Individuum oder der sozialen Klasse ansetzt – eine Verwendung, die den Urhebern dieser Ideen vermutlich genauso fern lag wie der Bohème der *kreative Imperativ*. Weder Boltanski und Chiapello noch ich möchten damit die erkenntnistheoretische Richtigkeit dieser Ontologie anzweifeln, und auch nicht behaupten, sie sei ein reiner Effekt des Neoliberalismus. Es ist vielmehr dessen Kunst, sich dienlich zu machen, was nicht für ihn geschaffen wurde. Die Fragen aber bleiben: Was unterscheidet relationale Ontologien wie jene, auf die meine Forschungsteilnehmer sich explizit oder implizit berufen und mit deren Werkzeugen sie ihr eigenes Leben begreifen und erschaffen, von der neoliberalen Adaptation dieser Ontologien? Kann dem Affekt – selbst Teil dieser Ontologien – wirklich ein subversives Potential zugeschrieben werden?

Trotz aller Zweifel am eigenen Handeln aber, die das Bewusstsein über die dessen Eingebundenheit in eine neoliberale Machtstruktur auch in meinen Forschungsteilnehmern weckte, zeichnete sich dennoch ab, dass «Liebe» zumindest als *mögliches* Korrektiv inmitten der postmodernen Haltlosigkeit gehandelt wird. Besonders interessant erscheint mir dabei eine Komponente der in meinem Feld verhandelten Liebeskonzepte, auf die ich abschließend näher eingehen möchte: Zeit, oder genauer, der radikale Gegenwarts- und Situationsbezug affektbasierter Vorstellungen von Liebe.

Die Konzeption von Liebe als Augenblicksintensität – also eine affektbasierte Konzeption – zeigt, *ohne* mit der geschilderten relationalen Ontologie zu brechen, womöglich einen Fluchtweg auf; denn *Gegenwärtigkeit* ist ein Element, das den einen Grundmechanismus des neoliberalen Systems ausschaltet: den Mechanismus des Bedürfnis-Habens, welcher auf der Projektion von Befriedigung in die Zukunft basiert und somit zum steten Konsum anregt. Das «Ausschalten» geht folgendermaßen vor sich: Nach affektbasierter Auffassung ist Liebe als situations- und kontextgebundene Intensität an die Gegenwart gebunden und steht damit

außerhalb der Denkfigur der linearen Zeit. Lineare Zeit ist – so schwer es auch fällt, dies zu denken – eine zutiefst *menschliche* Art des Weltbezugs, und genau deshalb sind auch andere Arten denkbar. Die Konsumlogik unternimmt ein gerissenes Manöver mit der Zeit, das Rosi Braidotti in Bezugnahme auf Deleuze sehr schön auf den Punkt bringt:

With capitalism the deferral of pleasure concomitantly turned into a commodity. The saturation of social space, by fast-changing commodities, short-circuits the present inducing a disjunction in time. *Like the insatiable appetite of the vampire, the capitalist* theft of ‚the present» *expresses a system that not only immobilises in the process of commodity over-accumulation, but also suspends active desiring-production in favour of an addictive pursuit of commodity goods* (Braidotti 2010: 239; Herv. von mir).

Das kapitalistische (oder neoliberale) System «stiehlt» die Gegenwart, indem es Bedürfnisse erschafft, deren Befriedigung in die Zukunft verschiebt und sie im Augenblick ihrer Befriedigung durch neue ersetzt. Suchtförmige Zukunftsorientierung und entsprechend ungebremster Konsum sind die Folge. Die ubiquitäre Aufforderung, den Augenblick zu genießen, verschleiert einerseits – auf der Ebene des explizit Sichtbaren – diesen Mechanismus, perfektioniert ihn aber zugleich auf geradezu heimtückische Weise; denn der in zahllosen Werbesprüchen beschworene Augenblick ist stets ein *zukünftiger* Augenblick. Es ist nicht das Jetzt gemeint – also der Moment, in dem die Aufforderung ausgesprochen oder gehört wird – sondern ein an Waren gekoppelter, zu erwerbender imaginärer Augenblick, ein Glücksversprechen, das in der Zukunft liegt. Orientierung an der tatsächlichen Gegenwart würde den Kaufimpuls ausschalten, also muss diese Gegenwart in jedem Moment übersprungen werden. Sie wird zum irrelevanten und unbefriedigenden Noch-Nicht. Was aber, wenn man die neoliberale Aufforderung, den Augenblick zu genießen, beim Wort nähme und sie von ihrer Konsumimplikation loslöste? Wären eine *absichtslose*, nicht süchtig-suchende *intensive* Augenblickswahrnehmung und daraus entstehendes *spontanes* Fühlen und Handeln – also genau das, was Liebe und Sexualität in ihrer affektbasierten Konzeption charakterisiert – nicht der direkte Weg aus der Konsumlogik *heraus*? Genau dies scheint mit «*active desiring-production*» gemeint zu sein. Liebe als Affekt und radikale Gegenwart ist eine Denkfigur, die aus bestimmten Maximen des neoliberalen Diskurses (wie auch der poststrukturalistischen Philosophie) erwächst und diese zugleich transzendiert. Dies ist eines von vielen Beispielen für einen Mechanismus, der im Laufe meiner Forschung deutlich hervortrat:

Der neoliberale Diskurs saugt zwar einerseits Elemente auf, die nicht seine waren, andererseits aber spuckt er auch Elemente aus, die aufgelesen und umgedeutet werden können. Er legt, trotz – und vielleicht gerade wegen – allen massiven Einflusses seiner Axiome auf unser Leben, Fährten aus sich selbst heraus..

LITERATURVERZEICHNIS

Boltanski Luc, Chiapello Ève. 2003 (1999). *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK (übersetzt von Michael Tillmann).

Braidotti Rosi. 2010. «Schizophrenia», in: Adrian Parr (ed.). 2010. *The Deleuze Dictionary*, p. 237-239. Edinburgh: University Press.

Bressand Albert, Distler Catherine. 1995. *La planète relationnelle*. Paris: Flammarion.

Deleuze Gilles. 1996. *Lust und Begehren*. Berlin: Merve (übersetzt von Henning Schmidgen).

Deleuze Gilles, Guattari Félix. 1977 (1972). *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Suhrkamp (übersetzt von Bernd Schwibs).

Hekma Gert, Giami Alain. 2014. «Sexual Revolutions. An Introduction», in: Dies. (Hg.), *Sexual Revolutions*, 1-24. Hampshire: Palgrave.

Illouz Eva. 2007. *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt a. M. / New York: Campus Verlag.

Knorr Alexander. 2011. *Cyberanthropology*. Wuppertal: Peter Hammer Verlag.

Latour Bruno. 2008 (1991). *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (übersetzt von Gus-tav Roßler).

2007 (2005). *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (übersetzt von Gustav Roßler).

Luhmann Niklas. 1984. *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Massumi Brian. 2002. *Parables for the Virtual: Movement, Affect, Sensation*. Durham: Duke University Press.

Münker Stefan, Roesler Alexander. 2012. *Poststrukturalismus*. Stuttgart: Metzler.

Pieper Marianne, Bauer Robin. 2014. «Polyamorie: Mono-Normativität – Dissidente Mikropolitik – Begehren als transformative Kraft?». *Journal für Psychologie*, Jg. 22(1): 1-35.

AUTORIN

Karin Riedl ist Doktorandin und Lehrbeauftragte am Institut für Ethnologie der LMU München; Stipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes / postgraduate and associate lecturer at LMU Munich; stipendiary of the German Academic Scholarship Foundation).

timewilltell@gmx.de